von größter Bedeutung, daß diese vielen gesunden Arbeitskräfte an eine Aufgabe gestellt werden und sie mit entschlossenem Mut angreifen, die dem Wiederaufbau unseres Volkslebens, der Heilung aller der Wunden dient, die der Krieg noch täglich schlägt. So werden sie das Bewußtsein haben dürfen, daß sie nicht Versorgte sind, die von der dankbaren Mitwelt erhalten werden, sondern daß sie selbst mit ihrer Berufsarbeit ihre eigene Aufgabe in dem Wiederaufbau des Volkslebens zu leisten finden, daß sie sich selbst und ihren Kindern und der Gesamtheit Wertvolles leisten. Das trifft ohne weiteres bei den Frauen zu, die keine Kinder zu versorgen haben. Aber auch die, welche sie haben, werden in den seltensten Fällen mit der Rente allein auskreisen. Daß aber eine Frau einen Beruf haben und doch gut für ihre Kinder sorgen kann, dafür gibt es nicht erst in unseren Tagen viele Beispiele. Vor allem wird für sie in die Waagschale fallen, daß der eigene Beruf ihr Mittel zur besseren Ausbildung ihrer Kinder an die Hand gibt.

Die bedeutsamste Ernährung für die Hinterbliebenenversorgung erscheint danach, wie man jeder Frau die richtige Auswahl eines Berufes und dann die zweckmäßigste Ausbildung dazu ermöglichen könne. Dies ist wohl die wichtigste Verwendung, die sich für die privatim im Bereiche der Hinterbliebenenversorgung gesammelten Mittel bietet. So verwendet, werden sie den Frauen eine dauernde und stärkere Hilfe sein, als wenn sie zu laufenden Beihilfen ausgegeben werden. Die Bedeutung der Sache für die Allgemeinheit läßt es als berechtigt ansehen, wenn auch öffentliche Mittel zu diesem Zweck bereit gestellt würden.

Dr. H. W.

Die Wiener Mode.

Ein Mahnruf an Deutschland.

Man schreibt uns aus Wien:

Es scheint, als sollte es diesmal mit der Befreiung von der fremdländischen Modeherrschaft wirklich Ernst werden. Eine eigene Modekünstlerschaft hat sich dieser Tage in Wien gebildet. Eine Kolonie von Künstlern, Malern, Malerinnen, Modezeichnern, unter der Führung Professor Hoffmanns, der dem Kreis um Klimt und Koloman Moser nahesteht, arbeitet für sie. In einer eigenen Kolonie, in Kleßheimburg bei Wien. Schon sind die ersten Zeichnungen fertig und, was wichtiger ist: sie haben gefallen. Erinnerungen an die Kongreßzeit sind in ihnen verarbeitet: glockenförmiger Rock, weit und faltig; taillenartig gearbeitet das Kleid, mit Bolero und Gilet, so daß Stoffe von gewechselt Farbe verwendet werden können und das Kostüm bunter und farbiger wird. In kurzem werden wir diese Kleider auf einer Wiener Modeschau fertig vor uns sehen, denn sie müssen von den einzelnen Ateliers bis zum 12. Februar eingeliefert sein.

Werden wir Gefallen haben? Die Frage scheint müßig zu sein, so ernsten Zeit (ist es aber nicht), und der Beantwortung stellt sich ein gewisser Zweifel entgegen, denn wie 1814 die deutschen Frauenvereine für die Schöpfung eines „deutschen Frauenkleides für Frauen und Jungfrauen" wirkten, so war auch nach 1871 eine Bewegung zugunsten einer deutschen Frauenmode im Zuge. Frau Mode aber thronte weiter in Paris, wo sie seit den Tagen Ludwigs XIV. ihre Weltherrschaft aufgeschlagen und ihre Weltherrschaft behauptet hatte. Mit einer einzigen Ausnahme, und gerade da kam das Stichwort zum Wien: genau vor einem Jahrhundert, zur Zeit des Wienerkongresses, in der Biedermeierzeit. Wien, Berlin, Deutschland machten jene Uebertreibungen nicht mit, die mit der französischen Revolution in Modedingen ausgebrochen waren. Eine richtige Wiener Mode entwickelte sich. Und sie blieb bis auf den heutigen Tag, maßgebend, geschlossen auf der mittleren Linie, immer bescheiden. Allerdings hegenlagen nur innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle.

Die Zeit, ihr internationale Geltung zu schaffen, scheint günstig. Denn Paris hat mit seinen letzten Schöpfungen eine Niederlage erlitten. Herr Poiret ist ganz geworden an sich selbst. Er ließ innerhalb der letzten vier Jahre die beiden entgegengesetzten Formmöglichkeiten weiblicher Bekleidung einander folgen, und beide — Hobbrock wie Kriinoline — hatten einen Mißerfolg. Besonders in Wien, wo nicht einmal die gemäßigte Form des Hobenrocks, der Schlußrock, irgendwie zur Geltung kam. Schon in den letzten Jahren also mußten sich die Wiener Ateliers auf ihre eigene Eigenkraft verlassen. Und . . . sie hatte Neigung darin. Verschiedene gleichsam, gab es immer eine Wiener Mode. Nur wandelte sie unter fremder Flagge. Natürlich der französischen! So hat die Schneiderin der Kaiserin Maria Theresia, „Madame" Werner, die auch die Krönungsgarderobe der Kaiserin für Budapest herstellte, Jahr für Jahr ihre Modelle entworfen, die dann (geheim natürlich) nach Frankreich wanderten und von dort wiederum als Pariser Modelle nach Wien und Berlin geliefert wurden.

Gegen Paris schien eben nichts auszurichten zu sein, Wien nicht, wenn man es besser konnte. Paris bestimmte die Mode aller Welt. Und Paul Lindau erzählte einmal in Reisebriefen aus Amerika, wie er an der Northern Pacific-Bahn in den Blockhäusern mitten in der Wildnis stets wieder Damen in der höchsten Mode der Pariser Toiletten gekunden habe. Was war dagegen Wien? Was konnte es ausrichten? Das Vorurteil wurzelte zu tief.

Dennoch reicht seine Befiegung weit hinaus über die sehr unwichtige Frage, wie man die Rechnungen einiger Wiener Schneider, Hoteliers und Nachtkalbelichter aufbessern konnte. Und eben darum darf das Thema in dieser Zeit zur Erörterung stehen. Ja, gerade in dieser! Paris ist die Sehnsucht der Nordamerikaner, der Argentinier, der Rumänen. Die Liebe vieler „Neutralen" für Frankreich und England hat in nichts anderem als in der Erinnerung an eine Londoner „Season" und an die Pariser Ställen des Vergnügens, des Luxus und der Mode ihren Grund. Wie sollte es anders sein? Der Mensch liebt die Orte, an denen er, fern von Geschäften, seine glücklichsten Tage in Saus und Braus verbracht hat. Er überträgt die Liebe zu diesem Ort auf die Menschen in ihm, auf das ganze Land, den Staat. Paris und die Pariser Mode der Welt abzugewöhnen, ist auch eine politische Angelegenheit. Darum geht unser Aufruf zur Unterstützung der Wiener Mode an Deutschland. Ihr Sieg ist unser gemeinsames Interesse.

Dr. H. W.

Die Strickerinnen.

Denkt ihr Helden vor der feindlichen Front
Auch der kleinen lieblichen Heldinnen,
Die mit bisden eisernen Nadeln,
Mit zierlichen Händchen mutig gabeln,
Gedenkend an euch im Schützengraben?

Ach — die zerbrechlichen Finger der Kleinen —
Schwer ist es, fricken zu lernen!
Doch gelingt es — Masche für Masche
Deutet für euch ein Vergißmeinnicht.
Mit mancher Träne der Ueberwindung
Wird da die feldgraue Wolle genetzt.

Mit fleißgeschnellen Händchen mutig
Beginnen sie das Spiel der Nadeln,
Das Jungenspitzchen eifrig züngelnd,
Deien sie den wichtigen Lehrstoff;
„Eingestochen — umgeschlagen — den Faden —
Durchgekrochen — abgestochen!"

Ein froher Ruf des Gelingens begleite:
Die ersten Maschen der Strickerei,
Bis ihre Händchen geläufig eilend
Das Spiel der Nadeln beherrschen
Und endlich stolz sich der fertigen Arbeit
Nach schwerer Lehre erfreu'n.
So, von jung an, ist Ueberwindung
Stets gewesen der Deutschen Los!
Wie nie ein Volk seine zarten Kinder
In strenger Zucht und Pflicht erzog.
Darum versteht, recht, wie dankbar
Sie für unsere Helden frisieren und nähen.

Und wenn einmal in frohen Denkmalstagen
Der deutschen Siege wird gedacht,
Mög auch der Strickerinnen Fleiß
In kleiner Strickfestlichen Form,
In deutschem Fleiß, Ehr' deutscher Arbeit,
Erinnerung an Deutschlands Not und Sieg verkünden.

Kriegsblusen.

Man schreibt aus Berlin:

In einem Schaufenster in der Leipzigerstraße sah ich sie zuerst, die Kriegsbluse, . . . die neueste Schöpfung der jungen deutschen Damenmode. Nicht eine feldgrau ist sie, sondern blendend weiß und über und über mit einigen kleinen schwarzen Eisernen Kreuzen bestickt. Das sieht aus, als wäre sie mit den schönen Ehrenzeichen geschmückt. Für ältere Damen erscheint sie umgekehrt: schwarz mit einem Schmiedeeisenkreuz von weißen Eisernen Kreuzen. Ueber Geschmacksfragen soll man nicht streiten, vor allem, wenn Damen beteiligt sind. Es kommt ihr nichts Gutes'ses dabei heraus. Sicherlich werden diese Kriegerblusen Beifall finden . . . warum auch nicht? Und wenn sie mir persönlich nicht gefallen, so geht das keinen was an. Ich finde die neuen Gesellschaftskleider schon weit netter, die junge Mädchen mit Hilfe von Gelbenbändern in schwarz-weiß-rosen und schwarz-gelben Farben improvisieren. Je größer der Sieg, desto größer Farben zum Ausdruck bringen werden.

Warum wird nach einem Kriege mehr geheiratet?

Die vielen Mädchen, die dem Kriege auch aus dem Grund mit Schrecken entgegensehen, weil ihrer Meinung nach die Ehemännchen schwinden, haben durchaus keinen Grund, mit Sorgen in die Zukunft zu blicken. Haben auch viele Männer im heiratsfähigen Alter ihr Leben beim Vaterlande gesetzt, so sind die Ehemännchen nach dem Kriege trotzdem besser, als sie es vorhanden waren. Weshalb nach dem Kriege immer mehr geheiratet wird, liegt in der Seele des Volkes und besonders des Mannes verborgen. Nach einem Kriege weiß der Mann erst den Segen einer Häuslichkeit und eines treuen Herzens zu schätzen. So wie viele Kriegsteilnehmer das Großstadtleben und die Ueberzeugung waren, daß ein treues Herz mehr wert sei, denn Geld und Gut, so kommt diese Erkenntnis nach dem Feldzuge doppelt. Ferner fallen viele Vorurteile mit dem Kriege fort. Man „schämt" sich nicht mehr, eine kleine Wohnung zu besitzen, und die Frau, die sagte, „jetzt ist es gar eine Schande, reich zu sein", hat gewiß nicht unrecht. Man findet wieder den Weg zur Einfachheit. Der Mann, der vor dem Kriege fürchtete, daß er seine Frau wohl nähren, aber nicht kleiden kann, hat nach dem Kriege diese Angst nicht mehr nötig, da Einfachheit und geediegenes Wesen den Luxus, den falbgebildete Frauen aus Frankreich zu uns brachten und durchfetzten, aus dem Wege drängen wird. Man wird einsehen, daß man auch in kleinen Verhältnissen leben kann, und dadurch wird nach dem Kriege mehr geheiratet werden, als vorher.

Frauen unter den polnischen Legionären.

35 Frauen sind unter den polnischen Legionären eingetreten, mehrere von ihnen wurden ausgezeichnet. Außerhalb der polnischen Legion wurde die Frau eines Obersten, die neben ihrem Mann im Schützengraben kämpfte, dekoriert.

Frauen als Parlamentsmitglieder in den Vereinigten Staaten.

Die letzten allgemeinen politischen Wahlen in der Union haben vier Frauen Sitz und Stimme in den gesetzgebenden Körperschaften gebracht. Es wurden gewählt: Frau Willard Mudd in den Senat; Frau Hearthy in das Unterhaus und Fräulein Ring Robinson in den Senat von Colorado.

Zur Stellvertreterin des Polizeimeisters ist zum ersten Male in Dänemark eine Dame, Fräulein Hansen, aus Frederiksberg ernannt worden. Sie hat das sogenannte große juristische Examen bestanden und die Befähigung erlangt, in allen Verwaltungsangelegenheiten den Polizeimeister zu vertreten. Fräulein Hansen ist erst 26 Jahre alt.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 4: „Deutsche Flieger über Paris".

Wir haben so viele richtige Auflösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie: „Die Zuckerkomtesse", Roman von Torresani

entfiel auf Frau Frieda Oppermann, Diemitz.

Versteckrätsel.

Es ist ein Kriegs-Sinnspruch zu suchen, dessen einzelne Silben in nachstehenden Wörtern versteckt sind (wie na in Knabe, Nacht oder Erna) und zwar der Reihe nach in jedem Wort eine Silbe.

Kabine, Notiz, Spanne, Freund, Orden, Gleis, Kanne, Rübe, Bergmann, Zeuxis, Argentinien, Lande, Antispraxis, Taselm.

Prämie: Raymunds Werke, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben; V M H die 3 Spieler.)

V. der Vorhandspieler, verliert auf folgende Karte ein a-Handspiel (Eichel, Treff Solo.)

b, dB, aK, D, 9, 8, 7; bA, K; cA.

Deutsch.

Französisch.

Pique-Bube, Corr.-Bube, Treff-König, Treff-Dame, Treff-Neun, Treff-Acht, Treff-Sieben, Pique-As, Pique-König, Coeur-As.

Im Skat lagen 67, 8. Die Gegenrümpfe sind gleichmäßig verteilt. M. hatte bis c-Handspiel gereizt. Wie war Kartenverteilung und Gang des Spieles?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 3.

Kartenverteilung:

V. aA, K; bA, D, 8, 10; cA, D, B, 10.
M. aB; bK, 9, 8, 7; cK, 9, 8, 7; dA.

Bei H. und im Skat die übrigen Karten. Es ist keine Möglichkeit, M. zum Spiel zu bringen. V. hätte jedoch sein Grundspiel mit Glanz gewonnen.

Druck und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Hack, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 5 — **Halle a. S., Sonntag, den 31. Januar** — **1915**

Und wenn die Trommeln rufen
die Männer zum Gewehr,
Dann geht der alte Kaiser
lebendig vor uns her,
Dann rauscht durch unsere Fahnen
sein Geist zu uns und spricht:
„Mein Deutschland, ich bin bei dir,
sei stark und fürchte nicht!"

Ernst von Wildenbruch.

Essentragen.

Von Wilhelm Arminius.

Zwei Tage und zwei Nächte schon lag das Häuflein Landwehrmänner in dem gegen den Fluß hin vorgeschobenen Schützengraben, und keiner von ihnen hoffte mehr, bald abgelöst zu werden. Da erschien am dritten Morgen Karl Tehlaff zwischen den nassen Lehmwänden bei ihnen. Als man die erstarrten Glieder dehnte und sich die Nachtsenchte aus den Augen rieb, war er da — starkknochig, stoppelbärtig, um den breiten Mund ein freundliches Entschuldigungsgrinsen über sein unerwartetes Dasein.

„Kinnings, ick bün's man — ick, Tehlaffs Koorl!" Und es war, als wäre er niemanden ein Fremder.

Es ergab sich, daß er bei einem Nachtangriff seinem Regiment abhanden gekommen war und den Flußlauf zum Anschleichen benutzt hatte. Da es ein langes Umherjuchen hier an der Aisne nicht gab, so hieß es für ihn einfach, bei der neuen Kameradschaft aushalten.

Aber kaum war er genügend betrachtet, so äußerte der immer Hungrige der Schar mit einem Blick auf des Angekommenen kräftige Zahnreihen bereits: „Minsch, dich können wi nich bruchen! Ick glöm, du frestst uns Essen all alleene weg!"

Darüber wurde der Angeredete doch bedenklich. Gab's hier so wenig?

Schon aber hatte ein Mißvergnügter hinzugesetzt: „Un wenn wi's nur ümmer kriegen!"

„Wat — keen Eten kriegen?!" Himmelkreuzschockschwerenot! war das mit den Gulaschkanonen hier so beschaffen?

Da aber stellte sich heraus, gekocht würde das Essen schon und auch herangefahren — allerdings nur bis dort hinter die letzte Hohenerhöhung. Aber die gefüllten Gefäße, die tausend Schritte von da hierher zu schaffen — das war die Schwierigkeit. Wer wollte denn sein Leben opfern, wo der Feind drüben am Uferhang stufenweis übereinander eingebaut war und auf alles, was sich regte, Scheibenschießen veranstaltete?

„Es hat wirklich so schlimm?" — Mit gelindem Kopfkraulen suchte Karl die Frage zu ergründen. Aber kaum hatte er die Hand hoch, da war die Antwort da. „Hist — hist — hist —" machte es dicht über seinem Schädel, daß er laut auflachen mußte. Ja — ja die hitzigen Luder! Dann aber verbiesterte sich seine Miene merkbar und endlich schob er energisch die Unterlippe vor: „Un, denn hole ick euch eben dat Eten!" Damit war für ihn die Sache erledigt und er machte es sich in seinem Lehmwinkel so bequem wie möglich.

Drei Stunden lang hatten die Nothosen dafür gesorgt, daß an die Magenfrage nicht wieder gedacht worden war. Gegen 8 Uhr aber brehte der mit dem Dauerhunger die Nase nach hinten und schmunzelte: „Jungens, ick rüke de Supp! Wer is hit bran mit Holen?"

Da hatte Tehlaffs Karl schon sein beisgeschossenes Gewehr an die Lehmwand gelehnt und nach den beiden leeren Suppenkesseln gegriffen. „Kinnings, dat ick nich so lang to sünken hebww, seggt mi blok: ofso dorn an Ed?" Jis richtig? — Gaud!" Und schon hatte er sich aus dem Schlamm des Grabens herausgestrikkt und tapfte mit langen Schritten gemächlich über das freie, ebene Feld dahin.

„Hist — hist — hist —" machten hahzischend wieder die feindlichen Kugeln. Aber der Gänger drehte sich bloß um und lachte sein eigenes Lachen. Dann verschwand er hinter der Bodenwelle, und es dauerte eine ganze Weile, bis er wiederkam. Da waren viel starre Augen auf ihn gerichtet und viele Mäuler offen. Manch einer hatte den Weg in heißer Not schon gewagt, manch einer dachte daran, daß er ihn noch machen müßte . . . und die Gedanken flogen dabei . . . flogen bis in die Heimat . . . Aber der Herankommende bemerkte von dem Wunderlichen nichts. Er hatte alle Sorge auf die beiden gefüllten Blechkäpfe zu verwenden, die gar nicht so leicht waren. Darum auch ging ihm der ganze feindliche Höllenspektakel, der seinetwillen anhob, eigentlich gar nichts an.

Am Grabenrand angelangt, gab er erst vorsichtig die Eimer in die Tiefe, dann endlich verschwand er hinterher.

Unter energischem Löffeln und letztem Ausstreichen der suppenvollen Schnauzhärte bekam er sein Lob: „Jungens, wer seggt mal dagegen? So veel hebww wi noch nie krägen! Da is ook keen Lorbeerblatt utschwappt! Nu will ik meenen — willt ihr, war? — Tehlaffs Koorl kunn de Supp ümmer holen."

Ein paar wollten lachen, ein paar den Mund öffnen: „Woll, dat soll e —" aber es kam weder zum Lachen noch zum Sprechen. Dafür stand in den blauen Augen ringsum das stille starre Grauen . . . So im Graben oder beim flotten „Auf! Auf!" von der Kugel hingerissen zu werden, was bedeutet das gegen den Gang über das weite freie Feld, wo jede Sekunde Todesangst umschloß! Und den einem Kameraden anfrängen . . .?!

Aber aus der Welt zu schaffen war dieser Gang nicht. Sein Zwang kehrte regelmäßig wieder wie der nagende Hunger — jeden Morgen — jeden Abend, wenn die Kälte und Feuchte die Geister abgestumpft und die Glieder gelähmt hatte. Und die Reihenfolge der Gänger war fortgesetzt und der Zimmerbungrige würde sich melden wieder und wieder mit der Frage: „Jungens, de Supp! Wer is dran mit Holen?"

Die Abendnebel schleppten schwer den Fluß herauf, da klang sie. Aber der kleine Weißblonde mit dem hellblanken nagelneuen Ehering am mageren Finger, der rasch seinen blutenden Arm im Mantelsack und sich mit krampfhaft verzerrtem Gesicht erhob, wurde sogleich niedergezogen. „Kinnings — ick doch!" Und im Dämmergrau verschwand wieder Karls breite Gestalt, und die Kugeln sauchten ihm nach: „Hist! Wenn wir dich kriegen!"

So ging es am Morgen und Abend — vier Tage lang. Wenn sich bei dem Anruf des Hungrigen auch jedesmal ein Mann meldete, ein Hauptrecke, immer hatte Karl Tehlaff lachend schon die Eimer am Henkel und lachte und sang auf seinem gefahrvollen Wege und kam zurück und hatte nichts übergeschwappt.

Matter wurden die Geister um ihn herum. Nach Ablösung lechzten sie. Aber die schwere Artillerie, die den Stufengraben am jenseitigen Uferhange etwas hätte anhalten können, traf nicht ein, und Infanteriefeuer gab es bei der langausgezogenen Umgingelungslinie der Deutschen gegen die Franzosen schon längst nicht mehr — das wußten alle. Längst auch sahen die Gesichter der Lagernden entstellt aus durch den wild wachsenden Bart, durch Schmutz und Linien der beginnenden Abmattung, und die besten Freunde gaben aufeinander nicht mehr acht.

Auf einen aber sah Karl Tehlaff, der immer Lustige, dennoch manchmal mit wunderlich prüfendem Blick. Es war ein ebenmäßig gebauter, schwarzhaariger Mensch mit dichtem Bartwuchs, der seine gefälligen Züge fast verdeckte. Er hatte sich die ganze Zeit über am entgegengesetzten Ende des Schützengrabens aufgehalten. Wenn sich Blick einmal mit Blick kreuzte, zeigte er wunderlich unruhig flackernde Augen.

So war es bis zur letzten Nacht gewesen, wo feindliche Boote versucht hatten, im Schutz des Dunkels über den Fluß zu setzen, und alle Mann aus dem Graben zum Wasser hatten hinunter stürmen müssen. Da war die Reihe durcheinander gekommen, und jeder Ueberlebende hatte aus Verscheuchung des Feindes schnell den Schutz im Graben wieder aufgesucht. Am Morgen aber hatte der Schwarze unweit von Karl Tehlaff gestanden . . . abgewandten Gesichts.

„Jungens — ick rüke de Supp . . ." Der ewig hungrige Magen war also noch nicht zum Verstummen gebracht.

„Wer is dran?" — Der Gefreite zog den Zettel.

„Hein Winter."

„Liggt dor unnen!"

„Denn Jan Meinsky."

Der Schwarze erhob sich, zögerte, wandte sich und machte ein paar Schritte auf die Eimer zu, ein paar rasche, übermäßig gewollsame Schritte. Freilich stand da schon einer und hatte die Knöchel hart um die Griffe gekrampft, aber keine lachende Abwehr wie sonst: „Jung, lat mi doch den Spaß!" scheuchte diesmal den Ankömmling. Auge kraltete sich in Auge, und von zitternden Lippen unter entstelltem Gesicht rang es sich hervor: „So . . . du hüst dat doch?! Un hier mutt wi sopamenkomen . . . Und es war brohend und schwer gesprochen, wie nahe Vergeltung auf versuchte oder geschehene Unrecht weist.

Der Schwarze bog sich nieder. „Gab mi ut'n Weg, du! Dat hier is mien Angelegenheit!" und seine Augen funkelten ungehändig in wildem Trotz.

Aber: „Nee, mien Jung!" erscholl es jetzt starr, wenn auch zurückgehalten über ihm. „Saßt be meenen, an to eenen mi bi harr ick mi wull rüchen?" Un mi Lowising — ssll se denken, ick gäm up bi ol lausige Sach mit bi noch e läßel? Dir swerlaten, wat mien Amt is . . .?! Toveel Ehr wär dat for di! Platz, segg ich! Ick gab nich för di — wahrlich nich! — Ick gab, weil ick gahn mutt, denn mien Lowising verlangt dat nu vun mi! Ihr Ehr wegen! Basteistl mi? Ihr . . . Ehr . . . wegen! Damit hatte er dem andern die Eimer schon entrissen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191501317/fragment/page=0001

mit einem: „Kusch di, Düwel, Koorl Teplaß kommt!" stand er bereits auf dem Grabenrand. Seine breite Gestalt hob sich massig gegen die lichte Wand des Nebels ab und bot den feindlichen Schützen ein deutliches Ziel. Aber mit lässigen Schritten wie immer durchmaß er das Stück ebenen Feldes, das von Nässe triefte, und wandte sich dem Aufenthalt der Feldküche zu.

Hinter ihm drein starrten zwei Augen mit dem grossen Ausdruck tiefster, seelenpeinigender Scham, murmelten zwei Lippen schaurige Verwünschungen, abgerissene Gebete: „Da geht er! . . . Drüben ist er . . . heil . . . Aber er muß zurück! . . . Will er denn haben . . . gut so . . . gut . . . Mich hat sie zurückgestoßen . . . die Luise . . . So soll auch er sie nicht haben! . . . Teufel, komm über ihn! . . . Hebt . . . da ist er . . . pack ihn . . . zerreiß ihn . . . Herrgott . . . doch nein! . . . O, Herrgott, es ist ihr Mann! . . . Teufel, was sage ich . . . was willst du? . . . Er soll nicht . . . Er soll nicht fallen! . . . Zurück, Karl Teplaß! . . . Hör mich . . . hör mich doch! . . . Sie schießen! . . . Entgegen muß ich . . . entgegen . . . Und schon springt er auf, erklimmt den Rand des Grabens . . .

Da ist es plötzlich, als löse sich aus der Nebeldichte über ihm ein ungesehenes, furchtbares Wetter. Mit lohenden Flammen kommt es daher, mit krachenden Schlägen. Ueber den Köpfen der im Graben Befindlichen durchreißt irgend etwas Gewaltiges prasselnd die Luft, durchschnellt mit jauchendem Atem die Leere, wirft sich grimmwütend auf das Entgegenstehende und zerschellt es mit donnerndem Aufsprahen in Atome. „Weg mit dir! Deutsche Granaten schaffen Raum!"

Noch wagen sich die kleinen surrenden Flintenkugeln der Franzosen von drüben dem rauschenden Herniedersträhnen von wuchtig daherfahrenden, springenden, platzenden Eisenmassen entgegen, doch ist es bald mit ihrem heißen Atem zu Ende. Die Franzosen fliehen, flüchten in stürmischer Eile von Versteck zu Versteck, und überall leuchten doch ihre roten Hosen, ihre zwei nachflatternden blauen Mäntel, und manche nachgesandte Kugel findet ihr Ziel. Mit lachenden Lippen aber, die markige Gestalt hoch aufgereckt, ruft Karl Teplaß dem vor ihm stehenden, so bittend blickenden, einstigen Gegner die freudige Nachricht zu: „Jan — ale Jung — wo die Artollerie nu da is, uns groten Brummer, da sollste eenen Emmer abpebben zum Dragen, det de nicht jegen kannst, ick wär di hier in Feindesland an solchen Freudendag noch pistig. Aber machst dich noch eemal an mien Lowisja ran, schlag ick di de Knoch in Liw kaputt! — Un nu täuw un schwapp nich!"

Kriegsepisode.

Von Hermann Horn.

„Also, wenn ihr die Straße eine Stunde entlang geht, müßt ihr aufs Dorf stoßen. Ihr seht zu, ob es besetzt ist, mit welchen Truppen und wie vielen, und macht dann Meldung. Aber aufgepaßt, und immer denken, daß, wer den andern zuerst sieht, tun und lassen kann, was er will. Zwei Mann nehmt ihr euch mit. Und kommt mir wieder gut heim, Sergeant."

Das war ein hagerer, langer Mann, der Sergeant Fleischmann. Um seine graublauen Augen standen helle Wimpern, und als er vor seinem Hauptmann stramm machte und zu Befehl sagte, lagen in den sommersprossigen Wangen seitlich des Mundes zwei längliche, muskulöse Vertiefungen.

Jeder wollte mit, aber er wählte sich den Schwaben Bäuerle aus, weil er lustig war und scharfe Augen hatte, und den Hahn, weil er gut schießen konnte.

Mit geschultertem Gewehr zogen sie in der Mittagssonne die Landstraße entlang.

Von einem kleinen, schlanken Bäumlein, das zwischen der Reihe der alten stand, schüttelten sie sich die dicken Aepfel ab, die an den schmächtigen Aesten saßen, und aßen sie gegen den weißgrauen Staub.

Von Zeit zu Zeit horchten sie, und wenn sie an eine Biegung der Straße kamen, sprang der Sergeant ins Feld und spähte mit seinem Glas den Weg entlang. Auch den Horizont suchten sie ab. Ueber dem Weg draußen rechts vor ihnen lag ein Kirchturm, links vor ihnen stieg Wald den Berg hinan.

Aber es war lange nichts zu sehen, und alles war still.

Endlich, als der Wald zu ihrer Linken von einem breiten, saftigen Wiesentale weit zurückgedrängt wurde, daß er im Hintergrund wie eine dunkle Wand lag, waren rechts von der hohen Pappelallee, die auf den Ort zuführen mußte, weiße Häuser mit roten Dächern zu sehen.

„Da kommt ebbes", sagte der Bäuerle, „da — — grab auf der Chaussee — —"

„Halt", befahl der Sergeant Fleischmann, „hinter die Pappeln in Deckung!"

„Heiland, liebsches Dunderwetter, jetzt gohts los", schrie der Bäuerle aufgeregt, und hatte schon das Gewehr herunten, während sein Vorgesetzter hinter einem Baume durchs Glas beobachtete.

„Sind Sie ruhig, Bäuerle", befahl der Sergeant.

„Durchs Glas sah er jetzt klar und deutlich einen braunen Kopf mit einem Käppi, die Oberlippe war ängstlich nach oben gezogen, und die weißen Zähne deutlich zu erkennen.

„I seh doch die rote Hose", zankte Bäuerle mit dem Hahn.

Der Sergeant zählte.

„Zwölf Stück sind's", sagte er. Wie weit ist's, Hahn?"

„Fünfzehnhundert Meter, Herr Sergeant."

„Es scheint eine Offiziersplatrouille", sagte der Sergeant, „aber es können auch noch mehr kommen.

Nach dem Kampf.

Und wie wir vom zerstampften Feld,
Heimkehrten zu deinem Sterben, —
Die Welt lag so weit und leer,
Als wolt' ihr blühender Atem schwer
Um Erauer werben.

Und wie wir dir das Grab bestellt,
Als der Tod dein Sprüchlein gelesen,
Ein zweites stachen wir dicht daneben,
Dein Kappe fiel, — nun mögt ihr zwei
genesen.

Schier endlos weit der Waldesrain,
Ein Birkbusch wehte im Winde.
Wir pflanzten ihn auf den Hügel hoch,
Schnitten ein Kreuz, wo der West ihn bog,
in die glatte Rinde.

Türmten zum Kranz das graue Gestein,
Und ritten weiter gemach.
Wir hatten die Weide soweit sie reicht,
So lieb, so lieb, — wer weiß — vielleicht
Folgst du uns nach.

Hans Fr. Blunck (im Felde).

Visier sechshundert Meter — so weit lassen wir sie kommen, dann wissen wir, ob noch mehr nachkommen. Bäuerle, gehen Sie rechts in der Kartoffelacker in Stellung, aber Deckung behalten, und jeder seinen Mann nehmen, wenn ich Feuer kommandiere. Hahn, Sie gehen links — ich bleibe rechts an der Straße."

„Bis an das gelbe Feld da vorne sind's gerade sechshundert Meter."

„Hä —", sagte Bäuerle etwas laut und kniff die Augen zu, als wenn ein starker Wind wehe. Der Sergeant blinzelte öfters als sonst —. Sie hatten alle ein wenig Jagdfieber.

„Bis an's gelbe Feld kommen lassen", sagte der Hahn mit seiner tiefen Stimme, und das gab ihnen wieder die Ruhe und das Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Einmal blieben die Franzosen stehen und sahen die Straße entlang. Da duckten sich die drei in ihrem Versteck.

„Des sind ja die reinsche Bleisoldate, die muß mer ja treffe", sagte der Bäuerle.

In raschen, wiegenden Schritten, mit vorgehaltenen Köpfen, wie witterndes Wild, kam der Soldatentrupp an. Als er das gelbe Feld erreicht hatte, krachte ihnen das Schnellfeuer entgegen.

Einer machte einen Sprung nach vorn und lag dann still auf dem Leibe, und als die anderen einen Augenblick erstarrt in einem Knäuel zusammenstanden, fielen noch zwei, von denen man einen auf der Landstraße mit dem ganzen Körper schnellende Bewegungen machen sah.

Die anderen stoben auseinander und warfen sich in ein Kartoffelfeld.

Eine Kugel, die irgendwo abgeprallt war, sang wie eine Hornisse, dann kam ein lautes Echo und ward zweimal über das Tal getrieben.

Man sah die Köpfe der Franzosen hoch erhoben wie besorgte, lauschende Vögel über das Kartoffelkraut ragen, und plötzlich begannen sie gegen die dunkle Wand des Waldes loszuschießen, die den drei entgegengesetzt lag.

In der Luft wogte das Echo.

„Heiland Sakerment", machte der Bäuerle, „mit dene Kerle kannsch auch Riegelwänd neischlage, und na fraget se no, was poltert denn so?"

„Das verstehen Sie nicht", sagte der Sergeant, „der Schall täuscht, und mit dem Rauchlosen sieht man nichts."

„Jetzt ruhig geschossen, — neun sind's noch."

Aber sie mußten zu kurz oder zu weit schießen, es wollte keiner mehr fallen. Nur der Leutnant, der an einer Pappel gestanden hatte, ließ auf einmal den Kopf sinken und rutschte dann langsam mit dem Rücken den Stamm entlang auf den Boden.

Da schlug es vor Sergeant Fleischmann auf der Landstraße ein, das eine Staubwolke aufflog und die Steine spritzten.

Aber sie schießen doch nicht rückwärts, dachte er und sah nach den Franzosen. Ihre hohen Tornister, die roten Hosen lagen noch in einer Reihe nach dem Walde zu. Trotzdem schlug es jetzt wieder ein, gerade in den Baum, vor dem er lag.

Da warf er sich rasch in den Straßengraben und sah nach rückwärts.

„Bäuerle", rief er mit gedämpfter Stimme, „was ist das, kriegen wir Rückenfeuer?"

Der Soldat gab keine Antwort, und als Sergeant Fleischmann sich über den Straßengraben erhob und nach ihm sah, lag er noch zwischen den Kartoffelstauden. Aber sein Kopf hing leblos vom Körper über eine Erdischolle hinab, das Gewehr war seinen Händen entglitten.

Und während das Echo über das Tal hinüber und herüber rollte, stockte das Herz des Sergeanten Fleischmann.

Er öffnete die Lippen und bemerkte, daß er keinen Ton herausbekam, und zweimal versagte die Stimme, bis er „Hahn" rufen konnte.

„Zu Befehl, Herr Sergeant", sagte der mit seiner tiefen, ruhigen Stimme.

An dem Klang dieser Stimme erholte sich der Sergeant Fleischmann wieder.

„Haben Sie nicht bemerkt, daß wir Rückenfeuer bekommen haben?"

Der Angeredete drehte sich um.

„Woh", sagte er, „in dem Baume dort hat's aufgeblitzt."

Da sah Fleischmann mit dem Glas etwas Schwarzes zwischen den Blättern.

„Rechts vom Stamm über dem zweiten Ast muß er sitzen. Es sind dreihundert Meter, Hahn, wir schießen zusammen."

Nach dem dritten Schuß aus beiden Gewehren löste sich etwas aus dem Grün, das die Gestalt eines Bauern annahm, hing wie ein angeschossenes Eichhörnchen einen Augenblick da oben und fiel dann schwer herab.

„'s ist blaß der Eine", sagte der Sergeant Fleischmann und atmete auf, „der Bäuerle hat dran glauben müssen."

„Der Bäuerle", antwortete Hahn, und seine Stimme hatte allen Klang verloren.

„Haltung", sagte der Sergeant, „da gibt's jetzt nichts. Hahn, vorwärts zusammen auf den rechten Flügelmann."

Die Schüsse hatten keine Wirkung, und nach dem dritten bemerkte Fleischmann, wie der Staub weit hinter der Linie der Franzosen aufschlug.

„Donner", rief er, wir haben das falsche Visier, fünfhundertfünfzig muß es sein."

Nach drei Schüssen hatten sie den ersten und nach weiteren zwei den zweiten Mann außer Gefecht gesetzt.

Das war dem Feind zu viel, die Leute erhoben sich warfen ihre Gewehre weg und streckten die Hände hoch, immer noch mit dem Gesicht nach dem Wald, der das letzte Echo wiedergab.

In der Mitte war ein hoch aufgeschossener, schmaler Mann mit abfallenden Schultern.

„Den sollte man sich nur holen", sagte der Hahn grimmig.

„Halt, das gibt's nicht", sagte der Sergeant. „Wissen Sie nicht, was das bedeutet?"

„Sm" — machte Hahn. — — „voala — glaube ich, immerzu voala —"

Da stand Sergeant Fleischmann auf, lief über die Straße aufs Feld und rief laut: „voila — voila!"

Langsam drehte sich einer nach dem andern der Rothosen um, und sie schienen einen Augenblick unschlüssig, als sie den einen Mann in ihrem Rücken sahen. Aber der Sergeant brüllte zweimal: „voila — voila — oder —" und legte das Gewehr an.

Da kamen sie eilig, immer die Hände hoch, über das Feld gesprungen.

„Bite — Bite —" schrie der Hahn, der jetzt auf immer mehr Brocken Französisch kam, und sie begannen zu laufen.

Ihre Gesichter waren bleich und ihre Augen ängstlich.

Sergeant Fleischmann ging auf den ersten zu und rik ihm den Tornister herunter. Die andern sollten's auch so machen.

Sie taten es, ohne zu wissen, was geschehen sollte mit ihnen und schielten nach Hahn's Gewehr, das hinter einem Baume hervorsah.

„Ergebung, Ergebung —", sagte einer, „n'est ce pas —" und machte eine höfliche Verbeugung.

Da stellte sie der Sergeant je drei und drei dicht hintereinander auf mit dem Gesicht die Landstraße hinab, und kommandierte: „Vorwärts, Marsch."

„Wenn sie mucken, schießt jeder mit einem Schuß drei auf einen Schlag."

Die Franzosen muckten jedoch nicht, hielten die eine Hand hoch, in der andern den Tornister, und lächelten höflich.

Es ging in raschem Schritt zur Truppe zurück, die kein schlechtes Hallo anstimmte. Ueber die ernsten Gesichter der beiden wurden sie aber alle immer stiller, und als man zum Hauptmann kam, umstanden alle schweigend die Gruppe.

„Nun, was bringen Sie, Sergeant Fleischmann?" sagte der Hauptmann.

„Das Dorf scheint vom Feinde unbesetzt. Wir stießen auf eine Offiziersplatrouille von zwölf Mann. Melde gehorsamst, der Feind hat sechs Tote, den Rest nahmen wir gefangen. Soldat Bäuerle ist auf dem Felde gefallen."

Er brachte stockend das Ergebnis in eine vorschriftsmäßige Meldung.

„Also habt Ihr Glück gehabt, Sergeant Fleischmann."

„Jawohl, Herr Hauptmann, Glück und Unglück, daß der Kerl vom Baume aus den Mann erschossen hat."

Dann ließ der Hauptmann die Leute unters Gewehr treten und faßte die Ereignisse zusammen, um ihren Willen zum Sieg zu bestimmen.

Die Kompagnie hätte ihre Feuerprobe mit Ehren bestanden. Drei Mann hätten zwölf Mann des Feindes besiegt. Ein Kamerad sei für's Vaterland gefallen, aber wenn immer zwölf auf einen kämen, sei's ja zu ertragen. Der Ernst sei ernst und erhebend zugleich gewesen wie der Krieg. So müsse es weiter gehen, und ließ Kaiser und Reich leben.

Dann summten die Krieger auseinander und im Laufschritt gingen zehn Mann ab, die Waffen zu bergen und die Toten zu begraben.

Sergeant Fleischmann und Hahn faßten Essen. Mit weitoffenen Augen sahen sie vor sich hin und kauten langsam ihr Brot.

Frau Tommy Atkins.

Man wird nicht behaupten können, daß sich der englische Soldat vor dem Kriege in seiner Heimat besonderer Beliebtheit zu erfreuen gehabt hätte. Heute freilich beeilt sich jeder Londoner, den in Kaki gekleideten Soldaten, dem er auf der Straße begegnet, bleiche Hand zu schütteln; denn er weiß, daß er die Hand eines Mannes drückt, der für ihn sein Leben in die Schanze schlägt. „Aber vor sechs Monaten noch", plaudert der Londoner Berichterstatter des „Corriere della Sera", „hätte es sich kein Bürger der Mittelklasse im Traume einfallen lassen, Tommy Atkins auch nur eines Blickes zu würdigen. Nicht nur, daß er gar nicht daran dachte, ihm die Hand zu reichen, nein, er wandte auch den Kopf und rümpfte die Nase, wenn bei den Parks oder in den Volksquartieren der Schatzkrieg eines Soldaten aufmachte, an dessen Arm fast stets gar Stolz hängend ein Mädchen dienenden Standes hing. Denn die Volkstümlichkeit des englischen Soldaten beschränkte sich bis vor kurzem noch ausschließlich auf das Southerrain und die Weltstadt, die dort ihres hauptstädtischen Amtes waltet. Es bedurfte erst des Krieges, um seine Volkstümlichkeit aus dem Southerrain in die erste Etage emporsteigen und seinen Auf aus der Küche nach dem Salon dringen zu lassen.

Wenn sich der Salon bis dahin mit ihm beschäftigt hat, so geschah es zumeist in wenig freundlichem Sinne. Der Ruf Tommy Atkins' war, wie gesagt, wenig beneidenswert; er stand ganz auf gar nicht im Grunde eines Heiligen und galt ebensowenig für ein Unschuldslamm. Tommy hatte ja nicht, wie seine Kameraden auf dem Kontinent, die Wicht, sich mit zwanzig Jahren zum Militärdienst zu stellen. Wenn er trotzdem den Soldatenberuf erwählte, so bewies das nach Ansicht der Moralisten nur zu klar, daß sein Charakter nicht frei von Schuld und Fehlern wäre! Derartige Anschauungen gelten heute natürlich in England als Ketzerei. Die Leute schämen sich jetzt geradezu, daß sie sich einmal derartiger Verleumdungen schuldig gemacht haben. Selbst in den Salons der sog. „guten Gesellschaft" hat man sich heute daran gewöhnt, Tommy Atkins als Vaterlandsverteidiger zu betrachten, als die man früher nur die Offiziere gelten lassen wollte, die Söhne aus guter Familie, die eine kurze Zeit das Soldatenleben kosteten, wie man in einen Klub eintrat, um nach kurzer Zeit als Hauptleute den Abschied zu nehmen und mit dem glücklich und leicht erworbenen Titel ihr Gesellschaftsleben fortzusetzen. An die Soldaten dachte man in der Gesellschaft überhaupt nicht, und die „gnädige Frau" wurde nur dann unangenehm an seine Existenz erinnert, wenn ihr Hausmädchen oder ihre Köchin, was nur zu oft vorkam, mit den Worten vor sie trat: „Gnädige Frau, es tut mir leid, den Dienst kündigen zu müssen, aber da ich mich doch" mit Tommy verheirate —".

Tommy hat zumeist das dringende Verlangen, in den heiligen Stand der Ehe zu treten, die freilich manchmal nicht eben heilig ist, da sie sowohl des priesterlichen Segens wie der zivilrechtlichen Urkunden entbehrt. Infolgedessen unterscheiden sich auch die englischen Kasernen grundsätzlich von denen des Kontinents dadurch, daß sie eine zahlreiche weibliche Bevölkerung beherbergen; denn Frau Tommy Atkins lebt nur zu häufig in der Kaserne mit dem Manne und den Kindern, die der Ehe entsprießen. Der Fiskus, in dem die verheirateten Frauen wohnen, ist aus begreiflichen Gründen streng von den Quartieren der Junggesellen getrennt. Ja, er hat sogar Offizieren selbst einen besonderen Eingang. Aber der Staat hat ein lebhaftes Interesse daran, den Frauen seiner Soldaten in den Kasernen gastliche Aufnahme zu gewähren, und er ist auch gern bereit, nach der Zahl der Kinder die Zahl der ihm eingeräumten Zimmer zu erhöhen; denn es erscheint ihm gut und praktisch, den jungen Nachwuchs im Schatten der Kaserne zu halten, und so ein Familienmilieu von Unteroffizieren zu schaffen, in dem der Sinn für militärische Tradition lebendig bleibt und sich auf die folgenden Generationen überträgt. Es tut nichts zur Sache, daß diese Kinder häufig genug so wenig einen eintwandfreien Geburtsschein haben, wie ihre Eltern keine regelrechte Heiratsurkunde besitzen; denn das Gesetz ist den Ehen der Soldaten gegenüber, die in ausländischen Garnisonen geschlossen wurden, weder Kirche noch Standesamt vorhanden sind, im prüden England von unbeugsamer Nachicht. Es genügt, daß die Verbindung vor einem Feldgeistlichen, oder, in Abwesenheit eines solchen, vor einem einfachen Offizier geschlossen wurde. Und der Staat bezahlt auch das Reisegeld für die Soldatenfamilie, wenn das Regiment von England nach den Kolonien versetzt wird. Dann überall dahin, wo Tommy geschickt wird, folgt ihm auch seine Gattin. Und deshalb unterhält England nicht nur heute im Kriege, sondern immer eine Soldaterflotte von kolossalen grauen Dampfern, die lediglich dem Transport der Soldaten und ihrer Familien bei einem Garnisonwechsel dienen. Und wenn die Schiffe in der Heimat landen, so sieht man ihnen nicht nur gebräunte Männer mit Tropenhelmen auf dem Kopfe, sondern auch freudig bewegte Mütter mit dem Säuglinge im Arm entsteigen.

Diese Soldatenfrauen, die bisher im Dunkel der Vergessenheit und Verachtung gelebt haben, hat der Krieg mit einem Schlage in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. Man interessiert sich heute allgemein für ihr Schicksal, und man erkennt jetzt auch, daß der Staat, der ihnen die Gatten nicht versichern kann, für die Hinterbliebenen ausreichend sorgt. Denn England läßt sich den Familien der Tommies gottesfürchtig nicht kümmern. Jede kinderlose Frau erhält monatlich eine Unterstützung von rund fünfzig Mark, die sich nach Maßgabe der Kinderzahl erhöht. So erhält sie für zwei Kinder 75, für vier 95 Mark und so fort. Dabei ist es unerheblich, ob Standesamt und Kirche ihren Segen dazu gegeben haben. Der Staat bewahrt hier eine löbliche Weitherzigkeit und ist weit entfernt, sich auf den Moralisten anzuspielen. Es genügt, daß Tommy erklärt: „Das ist meine Frau", und der Kriegsminister zahlt auf die Erklärung hin, ohne mit der Wimper zu zucken, das baare Geld auf den Tisch."

Minne ist zweier Herzen Wonne. Wartburgspruch.

Aus der Welt der Frau.

Jeglicher Minne Rose trägt den Dorn. Wartburgspruch.

Die Hinterbliebenen unserer gefallenen Krieger.

Eine Frage, die heute ebenso den Betroffenen, wie jedem Sozialdenkenden am Herzen liegen muß, ist die Hinterbliebenenversorgung in bezug auf die im Kriege Gefallenen. Sowohl die Kriegsinvaliden, wie auch die Witwen und Waisen, deren Ernährer Opfer des Krieges wurden, haben vollen Anspruch darauf, vor einem Leben des Elends, der Entbehrung, der Almosen-Bettelei bewahrt zu bleiben. Aber, wie Professor Dr. Chr. Klumker, der treffliche Leiter des Archivs deutscher Berufs-Vormünder in Frankfurt a. M. in einem bemerkenswerten Aufsatz, der in der Zeitschrift „Das neue Deutschland" erschienen ist, ausführt, nur planmäßiges, durchdachtes Handeln, kann eine Lösung schaffen, jede unsystematische Bisherei ist nur ein Hemmnis für eine wirklich umfassende zielbewußte Fürsorge. Professor Klumker macht folgende Ausführungen:

Die verwaisten Kinder müssen ordentlich erzogen werden. Meist denkt man sich das sehr einfach: man wird für sie Waisenhäuser bauen. Das ist ausgemacht das Letzte, was wir in diesem Falle tun sollten. Ist es schon unter gewöhnlichen Verhältnissen wohl zu prüfen, ob für ein Kind eine Anstalt oder eine Familie die richtige Unterbringung sei, so kommen über weitere Erwägungen hinzu. Ein Teil der Kriegswaisen hat unter seinen Anverwandten Leute genug, die zu seiner Erziehung geeignet und geneigt sind. Es gilt nur diese Erziehung richtig zu übernehmen. Für viele andere werden sich gerade in unserer Zeit andere Familien finden, die sie gerne aufnehmen, ja vielleicht so versorgen, daß die Rente für ihre spätere Ausbildung verwandt werden kann. Schon jetzt melden sich Familien, die solche Kriegswaisen adoptieren möchten. Das sind Aufgaben besonderer Fürsorge für diese Kinder, für deren Durchführung im Frieden schon eine Menge Behörden und Vereine tätig sind; nur eine große Gruppe davon, die Berufsvormundschaften seien genannt. Sie sind aber keineswegs die einzigen. Die alle verfügen über eine Menge Erfahrungen in dieser Tätigkeit. Werden sie alle rechtzeitig für die Arbeit gewonnen, so kann der größte Teil der Kriegswaisen in viel günstigerer Weise versorgt werden. Zu besonderen wird es dann kommen, daß wichtigste Problem zu lösen: eine richtige Berufswahl und eine sichtige Berufsausbildung für die heranwachsenden Kinder sicherzustellen. Die gewaltigen Mittel, die der Bau von Waisenhäusern auch nur für einen beträchtlichen Teil der Waisen erfordern könnte, werden so viel nutzbringender für die Kinder und die Gesamtheit angelegt.

Bedeutendere Aufgaben erwachsen bei den Witwen. Sie werden eine Witwenrente erhalten, und gewiß ist es gut, zu sorgen, daß diese reichlich bemessen werde. Aber selbst wenn das geschieht, so wird sie zum Unterhalt in sehr vielen Fällen nicht ausreichen. Ja, sagt da einer, wir sammeln schon einen Fonds für die Hinterbliebenen. Geht nur recht fleißig dazu, damit jede Witwe die nötigen Zuschüsse bekomme. Gewiß gut und schön. Der Kern der Sache liegt an anderer Stelle. Die Witwen unserer Krieger fehlen fast alle im besten Lebensalter. Sie sind sehr wohl imstande zu arbeiten und einen Beruf auszufüllen. Das ist in erster Linie zu wünschen, um ihrem Leben einen festen Halt zu geben und so ihnen nicht nur über die Schwere ihres Verlustes hinwegzuhelfen, sondern auch mehr ihnen eine innere Befriedigung und Sicherheit zu schaffen. Gewiß wird, wo die Not drängt, so schon allerlei geschehen. Um ihnen einen Erwerb zu geben, wird man in nicht wenigen Fällen auf jene angelernten Frauenberufe verfallen, die jedem aus der Fürsorge, wenn er je praktisch darin gearbeitet hat, in unangenehmer Erinnerung sein. Grosen wir einen heraus: Zimmervermieten und Pensionsgeben. Das hat so etwas Verlockendes, weil man die häusliche Einrichtung dabei verwenden kann, und weil wenig Mittel und keine Ausbildung dazu erforderlich scheinen. Zu spät machen die so versorgten Frauen die unbequeme Entdeckung, daß dieser Erwerb sehr überlaufen, daß die Einnahmen höchst ungleich und unsicher sind und schließlich, daß nicht geringe Kenntnisse und Erfahrungen die Voraussetzung sind, um auf diesem Wege vorzukommen. Die Sanierung von Verschuldeten Pensionen ist ebenso ein häufiges Geschäft der privaten Fürsorge wie die Hilfe für Zimmervermieterinnen, die ihre Miete nicht zahlen können oder deren Möbel zu abgenutzt sind, um weiter gute Mieter anzuziehen. Wie viel besser wären die Gelder, die für die Einrichtung eines solchen Erwerbs ausgegeben wurden, verwandt, um der Frau eine Ausbildung für Berufe zu verschaffen, die heute den Frau offen stehen. Und wenn eine aus besonderen Gründen jenen Beruf wählen sollte, so wäre auch die für eine zweckmäßige Ausbildung eine viel bessere Hilfe sein, als die Gewährung einiger Zuschüsse ohne sie. Wer die Fremdenverkehrsgegend der Schweiz und z. B. die mancher Gegenden Süddeutschlands miteinander vergleichen kann, der wird wissen, wie die Ueberlegenheit der Schweiz vor allem darauf beruht, daß in allen den kleineren Pensionaten u. dgl. dort vielmehr sachgemäße Schulung vorhanden ist, die nicht durch große Billigkeit, sondern durch entsprechende Leistungen und Preise wirken will. Was für diesen Arbeitszweig gilt, gilt für noch so manche andere, die häufig von Frauen ergriffen werden, die erworben müssen.

Doch bereits in dieser Ausdrucksweise liegt ein Grundfehler. Gesunde leistungsfähige Frauen, wie die diese Witwen meist sein werden, haben ja gar kein Recht darauf, von anderen ernährt zu werden. Es ist also von vornherein falsch, von einem Zwang zum Erwerb in so bedauernder Weise zu reden, wie es viele tun. Die Frau sucht ja heute nach einer vollen Betätigung ihrer Kräfte in den neuen Formen unserer Tage, und für die kräftige Witwe sollte es viel eher heißen, sie will arbeiten und einen Beruf haben, als sie muß arbeiten. Dieses Gefühl arbeiten zu wollen, auf eigenen Füßen zu stehen und einen Platz in der Welt auszufüllen, der nicht von der Gnade anderer abhängt, das sollen wir zu allererst in den Witwen der Gefallenen zu wecken suchen. Damit helfen wir zunächst ihnen selbst Halt und Festigkeit für ihr Leben zu gewinnen. Aber auch für das ganze Leben unseres Volkes, allein schon für das Wirtschaftsleben, ist

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191501317/fragment/page=0002